

Zeitschrift: Frick - Gestern und Heute
Herausgeber: Arbeitskreis Dorfgeschichte der Gemeinde Frick
Band: 6 (1996)

Artikel: Aus dem Leben einer Hebamme
Autor: Picard, Heinz / Suter-Welte, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-954966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Leben einer Hebamme

Heinz Picard (P) im Gespräch mit Sophie Suter-Welte (S), alt Hebamme

41

P: Frau Suter, Sie sind gebürtige Fricktalerin?

S: Ja, und zwar bin ich am 8. Juni 1913 in Gipf-Oberfrick geboren. Die Eltern hatten einen Bauernbetrieb; und der Vater, als gelernter Steinhauer, stellte zudem Kunst- und Ofenplatten her. Ich besuchte die ortsansässige Gemeindeschule und anschliessend die Bezirksschule in Frick. Nach der Schulpflicht wusste ich nicht so recht, wie's mit mir weitergehen sollte. Auf dem heimischen Bauernbetrieb waren genug Leute. Da lockte die Möglichkeit, durch Fabrikarbeit mein erstes Geld zu verdienen. Dann wieder trieb es mich in

die Fremde ... Schliesslich fand ich eine Art Kompromiss: Während eines halben Jahres erlernte ich bei einer Tante das Nähen, dann ging ich für sechs Monate ins Welschland. Darauf absolvierte ich den Arbeitslehrerinnenkurs in Brugg und wurde somit aargauische Arbeitslehrerin. Das war 1933.

P: Wie kamen Sie denn auf den Hebammenberuf?

S: Da spielten verschiedene Dinge mit. Zunächst einmal war damals keine Stelle für Arbeitslehrerinnen frei. Eines Tages stiess ich zufällig auf ein Inserat im «Fricktal-Boten», in dem das Kantonsspital Aarau einen Hebammen-Kurs ausschrieb. Da erinnerte ich

mich plötzlich wieder an die Hausgeburt, die ich bei meinem Welschlandaufenthalt erlebt hatte. Ich hatte dabeisein und der Hebamme assistieren dürfen: Welch beglückendes Erlebnis für das damals 16jährige Mädchen! Und dann besann ich mich auf Frau Leimgruber (den Vornamen habe ich vergessen), die damals als hochgeschätzte Hebamme in Frick und Gipf-Oberfrick wirkte. Sie hatte für mich so etwas wie Vorbildcharakter. In der Folge wurde Familienrat gehalten, das Hin und Her erwogen. Doch bald waren wir uns einig. Ich liess mir die angeforderten Unterlagen ausstellen (ärztliches Attest und Leumundszeugnis) und meldete mich offiziell für den ausgeschriebenen Kurs an. Umgehend erhielt ich die Kursbestätigung mit dem Hinweis, der Kurs beginne am 8. Januar 1934 und daure erst-mals 15 Monate (vorher betrug die Kursdauer nur neun Monate). Jetzt setzte ich mich sofort mit der Gemeinde Gipf-Oberfrick in Verbindung und fragte an, ob man an meiner Ausbildung interessiert sei. Die Antwort war positiv; Frau Leimgruber möchte sich altershalber entlasten, und die Gemeinde müsse vorschriftsgemäss eine Hebamme anstellen. Ja, man würde sich sogar an den Kurskosten beteiligen. Allerdings liege die Entscheidungsgewalt bei der Gemeindeversammlung. Kurz und gut: Meine Zukunft war geregelt. Man sprach mir 1000 Franken zu (die Kurskosten beliefen sich auf 1500 Franken); am 29. März 1935 bestand ich die Prüfung, erhielt das für zehn Jahre gültige Patent und wurde unverzüglich als Hebamme in Gipf-Oberfrick gewählt.

P: Erinnern Sie sich noch an die damaligen Geburtenzahlen?

S: Ja, ziemlich genau. In Gipf-Oberfrick gab es jährlich im Durchschnitt etwa 20 Geburten; alle Frauen gebaren daheim, die meisten Familien hatten mindestens sechs Kinder. Um 1943 gab Frau Leimgruber auch Frick ab. Ich meldete mich sofort auf die ausgeschriebene Stelle und wurde

Sophie Suter-Welte



gewählt. Hier in Frick zählte man jährlich zwischen 25 und 40 Geburten. Damals gingen schon viele Frauen zum Gebären ins Spital, und zwar auf Empfehlung der Ärzte. Kam hinzu, dass Frau Leimgruber manchen doch schon etwas zu alt war.

P: Wie war die damalige Entlöhnung?

S: Das Wartgeld betrug in Gipf-Oberfrick 200 Franken, in Frick wohl 250 Franken. Bei diesem Betrag handelte es sich um ein Fixum. Dazu kamen pro Geburt noch gesamthaft 40 Franken; unabhängig von der Geburtsdauer und der Pflege am Wochenbett. Dabei war als Mindestleistung während der ersten fünf Tage ein täglicher zweimaliger Besuch vorgesehen, während der folgenden fünf Tage genügte ein einmaliger.

P: Waren die «Kunden» eher grosszügig?

S: Nein, das kann man nicht sagen. Aber man lebte damals auch nicht im Wohlstand. Es gab Familien, die nicht einmal diese 40 Franken bezahlen konnten. Allerdings musste ich niemanden betreiben; in Härtefällen konnte ich den Betrag bei der Gemeinde einzehlen. Übrigens wurde nach fünf Jahren der Ansatz auf 60 Franken erhöht. Große Stricke liessen sich aber auch damit nicht zerren.

P: Wie muss man sich die damaligen sanitären Verhältnisse vorstellen?

S: Die lagen oft im argen, namentlich bei Bauernfamilien. Meist war das Schlafzimmer im ersten Stock; Hahnen, Warm- und Kaltwasser befanden sich im Parterre. Mein Gott, war das umständlich! Waschmaschinen gab es damals noch nicht. Man war in keiner Weise für eine «Grosswäschere» eingerichtet, wie sie eine Geburt mit sich brachte. Auch die Grossmütter waren da wenig hilfreich; wegen der grossen Kinderschar, die sie zu betreuen hatten, fühlten sie sich ausserstande, hier auch noch einzugreifen. Da blieb der Hebammme oft nichts anderes übrig, als die Wäsche mitzu-

nehmen und daheim zu waschen. Frick besass damals schon komfortablere Wohnungen. Da waren Zimmer und sanitäre Einrichtungen häufig auf dem gleichen Stock. Überhaupt: Frick war ein «besseres» Dorf. Hier gab es ansehnlichere Häuser, eine breite, ausgebaute Strasse, weniger Bauern, und die Miststöcke lagen hinter dem Haus. Ein Bauerndorf war's, doch, aber eben «etwas Besseres». Wer Frick bedienen konnte, war im Ansehen leicht gestiegen.

P: Wie war der Arbeitsweg?

S: Die ersten zehn Jahre war ich mit dem Velo unterwegs. Und dies zu allen Zeiten, Tag und Nacht. Einmal kehrte ich bei Mondschein von einer Geburt in Frick nach Oberfrick zurück. Im Geburtshaus hatte ich eine grosse Unordnung angetroffen; alles starre vor Schmutz, ich war richtiggehend erschrocken. Erst daheim merkte ich, dass ich in meiner Aufregung vergessen hatte, die weisse Schürze auszuziehen. Späte Heimkehrer mögen gedacht haben, die nächtliche Jungfrau auf dem Ebnet, von der die Sage berichtet, sei mit dem Velo unterwegs gewesen. — Nach zehn Jahren übrigens, als kleines Arbeitsjubiläum sozusagen, konnte ich das Velo durch ein Auto ersetzen.

P: Wurden Sie immer rechtzeitig geholt?

S: Im allgemeinen schon. Gelegentlich rief man mich auch zu früh. Einmal war's, im Heuet, ich erinnere mich noch genau, als ich nachmittags um 15 Uhr ausrücken musste, es sei soweit. Doch als ich auf dem Hof ankam, stand die Wöchnerin mit einer Gabel neben einer Heumahde und werkete drauflos. Ich rief sie schnell ins Haus und begann mit meinen Untersuchungen. Aber ich merkte schon bald: «Da war nichts los», und kehrte unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurück. Auch das Umgekehrte traf ich an: Das Kindbett war noch nicht oder nur lückenhaft vorbereitet. Oder das Kind war schon da; manchmal als unliebsame

Überraschung für die ganze Familie, wenn kein Mannsbild für die Bescherung verantwortlich zeichnete.

P: Wie war die Zusammenarbeit mit den Ärzten?

S: Die verlief problemlos. Ich untersuchte die Frau ein- bis zweimal während der Schwangerschaft. Bei einer Auffälligkeit schickte ich sie zum Arzt. Dieser entschied, ob die Wöchnerin im Spital gebären sollte oder ob eine Hausgeburt möglich sei. Meist konnte die Geburt zu Hause erfolgen. Dr. Hans Simonett war übrigens ein vorzüglicher Geburtshelfer. Zudem konnte man ihn jederzeit rufen. Er kam sofort, wenn irgendwelche Komplikationen auftraten. Auch im Zweifelsfall stand er einem immer ratend zur Seite.

P: Erinnern Sie sich an schlimme Vorkommnisse?

S: Zum Glück verlief meine Arbeit weitgehend problemlos. Ich habe über 550 Kindern auf die Welt verholfen. Nur drei bis vier Kinder waren tot oder starben bei der Geburt. Auch gab es nur wenige Frühgeburten; und die meisten Mindergewichtigen konnten daheim gepflegt werden und mussten nicht ins Spital. Zu Infektionen kam es nie, auch nicht bei ärztlichen Eingriffen wie dem Nähen.

P: Wie waren die Hebammen organisiert?

S: Es gab den kantonalen Hebammenverein. Im Bezirk war der Bezirksarzt (Dr. Hans Simonett) für die Hebammen zuständig. Dieser lud jährlich zu einer Versammlung ein, an welcher er die Ausrüstung inspizierte. Jede Gemeinde ist verpflichtet, eine solche Ausrüstung anzuschaffen und der Hebamme zur Verfügung zu stellen. Dazu gehören Wehen- gurt, Verbandmaterial, sterile Plätzchen, Beckenzirkel, Nageletui, Scheren, Nabelschere, Pinzetten, Bettschüssel, Gummimutterlage usw. Verbrauchsmaterial wie Watte muss von der Gemeinde laufend ersetzt werden. Als ich meine Arbeit in Frick begann, reklamierte schon bald der Gemeinderat, ich verbrauche zuviel Material. Da wollte ich beim damaligen Gemeindeammann Arnold Fricker vor-

sprechen. Ich ging also in die Papeterie und fragte nach der «Obrigkeit». Leider war nur die Frau Ammann anwesend. Ich zeigte ihr den Brief des Gemeinderates. Sie las ihn stirnrunzelnd durch und meinte dann lächelnd: «Du brauchst nicht mehr zu kommen, das bringe ich schon in Ordnung.» Und so geschah es auch.

P: Unterstanden Sie auch einer Fortbildungspflicht?

S: Ja. Nach zehnjähriger Tätigkeit erhielt man ein Aufgebot für einen 14tägigen Wiederholungskurs im Kantonsspital Aarau, unter Chefarzt Hüssi. Um neun Uhr morgens mussten wir antreten, und zwar auf der Geburtsabteilung. Zuerst gab's Kaffee. Dann kam die Oberschwester und sagte, das Bad sei jetzt frei. Wir trauten unsren Ohren nicht, aber das Unaussprechliche geschah: Wir mussten zuerst baden, eine nach der andern, als wären wir dreckig oder brächten eine ansteckende Krankheit mit. Übrigens besuchte ich nach zehn Jahren einen western Kurs; diesmal glücklicherweise ohne diese erniedrigende Prozedur. Hier muss ich noch etwas anfügen: Wir Fricktalerinnen galten in Aarau als dreckig. Das bekamen wir auch in den theoretischen Unterrichtungen bei Hüssi zu spüren, seine Anspielungen zielen immer in diese Richtung. Doch zu seiner Ehrenrettung muss ich gestehen, dass da einmal etwas Schlimmes passiert sein muss. Einmal, und zwar lange vor unserer Zeit. In Herz- nach. Damals gab es eine Übung, die man ausführte, wenn das Neugeborene nicht atmen wollte. «Schulz'sche Schwin- gung» hiess sie. Bei einer allzu schwungvollen Bewegung nach oben habe die Hebamme das Kind fahren lassen, und es sei in hohem Bogen auf dem Miststock gelandet! Wenn es in Aarau um Hygiene ging, bekamen wir immer etwas ab in dieser Richtung. – In andern Belangen war die Kursleitung aber auch nicht gerade zimperlich. Es hiess beispielsweise, wenn eine Wöchnerin im Spital eine Brustentzündung oder Brustvereiterung habe, stecke sie damit meist noch eine

andere an. Das passiere bei der Hausgeburt selten: Daheim habe man nur die eigenen Bazillen, befindet sich sozusagen im eigenen Dreck. Da gebe es keine Übertragung von Frau zu Frau.

P: Sie haben sicher auch Erfahrungen mit den Ehemännern gemacht?

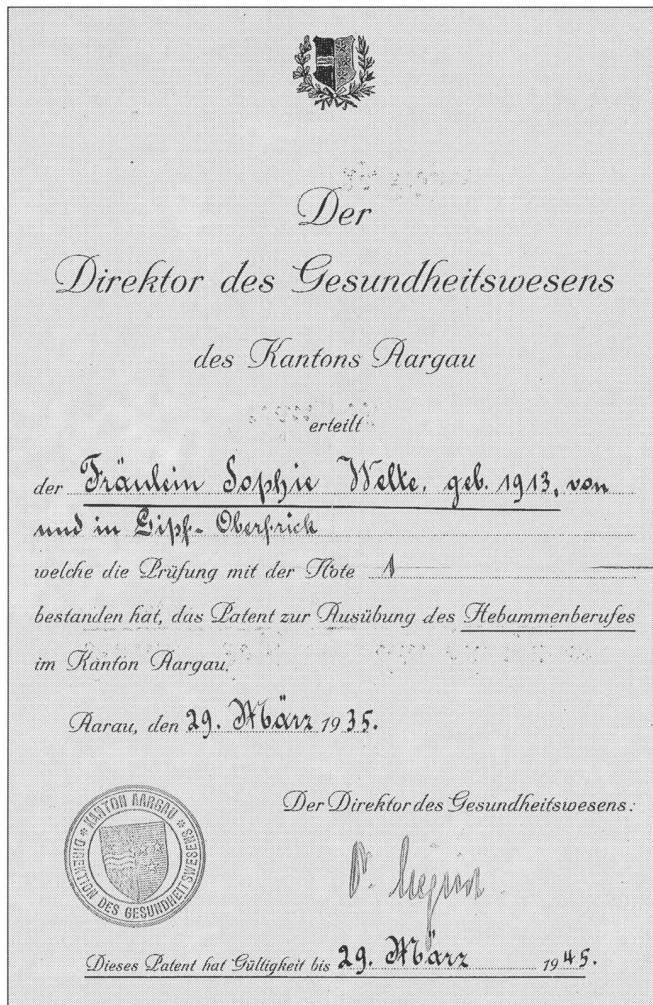
S: Natürlich. Und nicht immer die besten. Ich habe schon vom begrenzten Hilfeangebot der Grossmütter gesprochen. Immerhin unterhielten sie das Feuer (in den frühen Zeiten meiner Tätigkeit heizte man fast ausschliesslich mit Holz) oder machten heisses Wasser. Mancher Ehemann dagegen ging in der kritischen Phase vors Haus oder verzog sich in den Schopf. Aber wenn Not am Mann war, spannte ich ihn gnadenlos in den Geburtsablauf ein. Einige behielten aber auch ihre Art von Humor bei. Ich erinnere mich noch, wie der Geburtshelfer bei einer langwierigen Geburt sagte, das Kleine habe einen grossen Kopf. Worauf der Mann lakonisch erwiederte: «Merkwürdig, ich habe doch im entscheidenden Moment keinen Hut getragen.»

P: Und wie erlebten sie die Wöchnerinnen?

S: Als sehr robust. Die Frauen schonten sich nicht. Ich erklärte jeweils im Beisein des Mannes, wie die aktuelle Lage sei und was für Konsequenzen sich daraus ergäben. Die Frau sei jetzt sechs Wochen lang Kindbetterin und befindet sich in einer Phase der Rückbildung. Sie dürfe nichts Schweres heben, sei ruhebedürftig und müsse sich für die kommende Aufgabe schonen: Mehrarbeit erwarte sie, es sei nun noch ein Kind mehr da. Aber viel Erfolg hatte ich nicht. Die Fricktaler sind eher ein rauhes Volk. Die alte Wittnauer Hebamme hat mir einmal erzählt, als das Kind da war, habe der Mann gesagt: «Dir, Hebamm, würdet Ihr noch die Kuh melken? Ich kann halt nicht melken. Das hat immer meine Frau besorgt.» Eine aussagekräftige Begebenheit, nicht wahr?

P: Ist Ihnen ein Besuch besonders in Erinnerung geblieben?

S: Ja, jener in einer kinderreichen Familie. Abends rief mich die Wöchnerin an, die Wehen hätten begonnen und der Mann sei an einer Versammlung. Ob ich nicht sofort kommen könne. Ich machte mich unverzüglich auf den Weg. Als ich das Haus betrat, fand ich Grossmutter und Wöchnerin im Wohnzimmer. Die Frau hatte Angst vor dem nahen Ereignis. Auch machte sie sich Sorgen um den Mann, der längst hätte daheim sein müssen. Es war eine Mordsarbeit, bis ich die Frau soweit hatte, dass sie ins Schlafzimmer hinaufging – es befand sich im ersten Stock. Der Grossmutter befahl ich, Feuer zu machen und für warmes Wasser besorgt zu sein. Endlich kam der Mann nach Hause, leicht beschwipst und zufrieden mit Gott und der Welt. Offenbar war es ihm in der Stube zu warm. Immer wieder riss er die Fenster auf: «Puh, ist das heiss hier drinnen.» Ich war vollauf damit beschäftigt, diese wieder zu schliessen. Dann schien dem späten Heimkehrer erst recht bewusst zu werden, was sich da überhaupt abspielte. Unentwegt redete er auf seine Frau ein: «Weisst, Mutter, jetzt bekommen wir noch so ein Kleines. Ist das nicht wunderbar?» Nun ging ich schnell in die Küche hinunter, um nach dem warmen Wasser zu sehen. Doch oh Schreck: Die Grossmutter war nicht mehr da, auch brannte kein Feuer. Sofort rannte ich wieder in den oberen Stock hinauf und flehte den Mann an, er müsse nun unbedingt dafür besorgt sein, dass wir Feuer hätten. Wir bräuchten auf jeden Fall warmes Wasser. Er versprach hoch und heilig, ich könne mich auf ihn verlassen. Und oh Wunder, er hielt Wort. Dann kam das Kind, im Beisein des Mannes. Der erste Schrei des kleinen Erdenbürgers hatte ungeahnte Folgen: Eine Tür ging auf, und aus dem Hinterzimmer traten die Geschwister langsam herein, sechse an der Zahl, im Schulalter und jünger. Ich schickte sie sofort wieder zurück und nabelte das Kleine ab. Da überkam es den Mann erneut.



Er riss mir das Neugeborene aus den Händen, rannte ins Hinterzimmer und zeigte den jüngsten Sprössling stolz seinen Geschwistern. Mit Mühe und Not brachte ich ihn dazu, das Kind zurückzubringen. Mittlerweile war es draussen heller geworden. Die Wanduhr zeigte auf fünf Uhr. Der Mann machte einen etwas nüchterneren Eindruck. Die Kinder zogen sich ruhig an und machten die Betten. Alles schien in bester Ordnung, der Alltag hatte uns eingeholt, eine glückliche Familie war um ein frohes Ereignis reicher geworden.

P: Wie erlebten Sie die Tauffeierei?

S: Ich war stets eingeladen und musste beim Taufen dabei sein. Das Kind kam jetzt zum ersten Mal aus dem Haus heraus (bei den Katholiken musste es in den ersten zehn Tagen getauft werden, früher sogar während der ersten drei), und ich zog es der Witterung entsprechend an. Nach der Taufe gab's ein Festessen mit Gotte und Götti, meist daheim. In Frick ging man gelegentlich in eine Wirtschaft. Die Katholiken bekundeten mehr Mühe mit diesem Sakrament als die Protestanten. Das begann schon mit der Schwangerschaft: Die katholischen Priester besuchten die Frauen nicht während dieser Zeit. Am Tauftag selber waren nur Pfarrer und Siegrist in der Kirche. Man musste zunächst mit dem Täufling vor der Kirche warten. Weil das Kind mit der Erbschuld behaftet war, sollten erst die bösen Geister ausgetrieben werden, bevor man zum Taufstein trat. Ich nahm es später auf mich, mit den Beteiligten im Glockenhaus zu warten: Dort war man wenigstens vor der Unbill der Witterung geschützt. Da gefiel mir der reformierte Ritus schon besser. Hier war die Taufe immer am Sonntag vor dem Gottesdienst. Das Kind sollte augenfällig in die Gemeinschaft aufgenommen werden. Die Gemeinde sang noch ein Lied zu Ehren des Getauften, dann durfte man ihn bei der Frau Pfarrer abgeben, damit die Eltern der Predigt beiwohnen

konnten. Nachher wurde das Kind wieder abgeholt, und es folgte ein ausgiebiges Festessen.

P: Waren die Leute eigentlich friher frömmher als heute?

S: Im allgemeinen schon. Das spürte ich vor allem zur Zeit meines Amtsantrittes. Geweihtes Wasser war immer in der Nähe. Oft fand sich unter den Kopfkissen ein Heiligenbild. Das Tischgebet war an der Tagesordnung. Und Kindern machte man ein Kreuz auf die Stirne, bevor sie zur Schule gingen.

P: Wie erlebten Sie Ihre Arbeit im Wechsel der Jahreszeiten?

S: Der Winter mit Schnee und Eis war eine recht beschwerliche Jahreszeit. Höfe waren früher sehr abgelegen und die Zufahrtswege schlecht ausgebaut. Die Pflicht des zweimaligen täglichen Hausbesuchs fiel dann nicht immer leicht: War die Geburt am Morgen, musste ich abends nochmals hineinschauen. War sie am Abend, musste ich am andern Morgen wieder vorbeigehen. Einmal, als ich nach einer langwierigen Geburt erleichtert vors Haus trat, fand ich mein Auto nicht mehr, der Neuschnee hatte es buchstäblich begraben.

P: Hatten Sie auch ein Recht auf Ferien?

S: Lassen Sie mich noch sagen, dass ich mit der Zeit mein Betätigungsfeld erweitert hatte: Oeschgen war noch dazugekommen. Und als die Hebamme von Wittnau starb, betreute ich auf Wunsch des Bezirksarztes vorübergehend auch diese Gemeinde. Da war ich schon gelegentlich ferienreif. Ferien machen war indes kein Problem; ich musste mich einfach mit der Hebamme einer Nachbargemeinde absprechen, damit sie als Aushilfe einspringen konnte.

P: Wie lange übten Sie den Hebammenberuf aus?

S: Frick gab ich Anfang der 50er Jahre ab, 1957 verzichtete ich auch auf die Tätigkeit in Gipf-Oberfrick. Das macht in etwa ein Vierteljahrhundert Hebammenarbeit. Dabei habe ich, wie gesagt, über 550 Kindern auf die Welt verholfen.

Das ist relativ wenig. Frau Amsler in Kaisten kann auf über 4000 Geburten hinweisen. Doch sie arbeitete im Spital und übte den Beruf fast bis zu ihrem 80. Geburtstag aus. Ich selber habe nie im Spital gearbeitet. Ich wäre gern Oberschwester geworden. Aber alles kann man nicht haben im Leben. Ich zog es vor zu heiraten und eine eigene Familie aufzubauen.

P: Klingt in diesen Worten eine gewisse Resignation mit?

S: Sicher nicht. Ich möchte die Zeit als Hebamme auf keinen Fall missen. Und könnte ich nochmals von vorne beginnen, würde ich's gleich machen. Zuviel wurde mir die Tätigkeit erst, als die Kinder zur Schule gingen. Ich wollte Ordnung haben daheim, wollte wissen, was ging in der Schule. Ob die Aufgaben gemacht wurden. Wo sich die Jungmannschaft herumtrieb. Und wie ich einst gespürt hatte, dass mich andere brauchten, spürte ich nun überdeutlich: Jetzt brauchen dich die Eigenen. Ich habe den Entscheid nie bereut.